

Leseprobe © Verlag Ludwig

Ingelene Rodewald
Als der Krieg zu Ende war

Leseprobe © Verlag Ludwig

Für meine Tochter Susanne Kraas, geb. Rodewald



Leseprobe © Verlag Ludwig

Ingelene Rodewald

Als der Krieg zu Ende war

Kiel 1945 und 1946

Ludwig



Bei den Aufzeichnungen meiner Erinnerungen an die Nachkriegsjahre 1945 und 1946 möchte ich meinen Vater Heinrich Magnus Ivens in den Mittelpunkt stellen.

Vorwort

Im April 1945 kapitulierte Deutschland und wurde in Besatzungszonen aufgeteilt. Die britische Militärregierung besetzte Schleswig-Holstein. Auf dem Holtenauer Flugplatz errichteten sie ein Militärlager. Die britischen Panzer und Militärfahrzeuge fuhren fast pausenlos über die Holtenauer Hochbrücke und kleine Kinder begrüßten sie begeistert mit roten Fähnchen, die noch aus der Hakenkreuz-Zeit stammten. Aber das störte niemanden. Die Kinder hatten die letzten Monate nur noch in Luftschutzbunkern verbracht und waren begeistert beim Anblick der britischen Soldaten. Mein jüngerer Bruder gehörte zu ihnen. Mit Kindern gingen die Besatzer freundlich um. Ich stand mit 22 Jahren vor den Trümmern des Krieges.

Leseprobe © Verlag Ludwig

1945

Flucht aus Holtenau

Seit September 1944 arbeitete ich als Lehrerin an der Volksschule in Einfeld und wohnte bei meinen Eltern in Kiel-Holtenau. Die Luftangriffe hatten so stark zugenommen, dass mein Vater im April beschloss, mich in Sicherheit zu bringen. Ich war schwanger.

Er rief seine Cousine Nelly Grund an und bat, mich auf ihrem Gut in Friedrichshof aufzunehmen. Auf dem Lande waren noch keine Bomben gefallen und damit wäre ich dort in Sicherheit. Sie stimmte sofort zu.

Das Gut meiner Tante lag im Kreis Rendsburg. Die nächste Bahnstation war Alt Duvenstedt, dort sollte ich aussteigen und sie würde mich abholen lassen. So war die Vereinbarung. Das klingt nach heutigen Verhältnissen einfach. War es aber nicht.

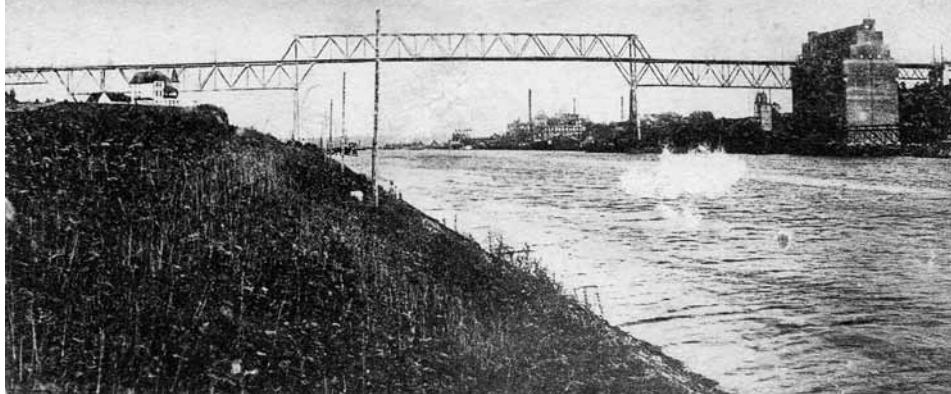
Der Kieler Bahnhof war zerstört, die Straßenbahn fuhr nicht mehr und die Züge nur noch unregelmäßig. Deshalb beschloss mein Vater, mich mit einem Lastwagen von Bauer Schacht nach Rendsburg zum Bahnhof fahren zu lassen. Von dort könnte ich die letzte Strecke bis Duvenstedt mit dem Zug weiterreisen.

Von der Schulbehörde war ich beurlaubt worden. Frühmorgens ging ich mit meinem Vater zu Bauer Schacht auf seinen Bauernhof in der Richthofenstraße, wo heute der Aldi-Markt ist. Meine Mutter gab mir noch zwei große Gepäckstücke mit,

Leseprobe © Verlag Ludwig

Prinz Heinrich Hochbrücke bei Holtenau
Länge der Brücke 420 mtr. Höhe über dem Wasserspiegel 42 mtr.

Getreide-Speicher



Die Holtenauer Hochbrücke

um etwas zu retten, falls unser Haus noch abbrennen sollte.
Einen Rucksack packte sie mir auch voll.

Als wir auf dem Bauernhof ankamen, war selbst mein Vater überrascht. Der Hof war voller Menschen! Dicht gedrängt warteten sie auf Bauer Schacht. Mit einer Schirmmütze auf dem Kopf erschien er und ging mit forschen Schritten wortlos durch die Menge zu seinem Lastwagen. Mit wenigen Griffen öffnete er die hintere Ladeklappe und entschied, wer einsteigen durfte und wer nicht – ich durfte!

Nach wenigen Minuten war der offene Lastwagen gefüllt mit Holtenauern, die vor den Luftangriffen flüchten wollten, und er schloss die Ladeklappe fest zu. Mit flehenden Worten versuchte der Lehrer Großkopf, noch einen Platz für seine Frau zu bekommen, aber der Bauer lehnte mit einer Handbewegung ab. Die Frau des Lehrers machte einen verstörten Eindruck. Aber auch



Mein Elternhaus in Holtenau, Immelmannstraße Nr. 2

die um ihre Hoffnung gebrachten Holtenauer sahen betroffen aus.

Bauer Schacht hatte den Auftrag oder besser die Lizenz, einmal in der Woche Lebensmittel aus Rendsburg zu holen. Offenbar kannte er den Andrang der flüchtenden Menschen und fuhr sofort ab.

Um 11 Uhr erreichten wir den Randbezirk von Rendsburg. Plötzlich hielt der Wagen und es hieß: »Alle aussteigen.«

Überrascht stiegen wir aus. Fürsorglich half mir Bauer Schacht dabei. Ich bedankte mich und er fuhr sofort weiter. Offenbar wollte er nicht mit Flüchtlingen im Wagen gesehen werden. Vielleicht fürchtete er sogar, seine Lizenz zu verlieren. Verständlich, dass wir aussteigen mussten, nur hatten wir das nicht gewusst.

Leseprobe © Verlag Ludwig

Mit meinem Gepäck und dem vollen Rucksack war es ein weiter Weg bis zum Bahnhof. Ich kannte Rendsburg nicht, aber Einheimische halfen mir.

Um 12 Uhr war ich endlich am Bahnhof angekommen und stieg die Treppen nach oben auf den Bahnsteig. Entsetzt blieb ich stehen. Menschenmassen drängten sich auf dem Bahnsteig zusammen und warteten auf einen Zug Richtung Norden. Zivilisten, Soldaten, Flüchtlinge, Kranke, Kinder, ein unbeschreiblicher Anblick.

Ich fand einen Bahnbeamten, einen älteren Mann, der still in der Menge stand und für die Zugabfertigung zuständig war. »Können Sie mir sagen, wann der nächste Zug nach Duvenstedt fährt?«, fragte ich. Er sah mich einen Augenblick an, als hätte ich den Verstand verloren. »Nein«, sagte er kurz, »das kann Ihnen niemand sagen«, drehte sich um und ging fort.

Nach zwei Stunden gab ich das Warten auf und ging in die Stadt und versuchte, eine Fahrmöglichkeit aufzutreiben. Ohne Erfolg.



Die Bauernstelle Schacht

Leseprobe © Verlag Ludwig

Kurz vor 18 Uhr kam ich müde zum Bahnhof zurück, setzte mich auf mein Gepäck und wartete, wie die anderen Menschen um mich herum. Kaum zehn Minuten später rollte ein Zug mit dampfender Maschine donnernd ein, und hielt. Der Zug war völlig überfüllt, alle stürmten zu den Türen der Waggons. Für mich sah ich keine Chance, bei dem Gedränge mitzukommen, und bat zwei Soldaten, die gerade aus einem zerbrochenen Fenster sahen, mir zu helfen.

Zuerst schob ich mein Gepäck hinein, dann zogen sie mich durchs Fenster ins Abteil. Wahrscheinlich fiel ich kopfüber in die Menge, jedenfalls sagte ein junger Offizier angewidert: »So benimmt sich eine Dame nicht.«

Ich brauchte nur ein paar Sekunden, um wieder Luft zu holen, dann gab ich ihm eine passende Antwort, dass er fluchtartig das Abteil verließ, sonst hätten ihn die Soldaten noch totgeschlagen.

Endlich, ein schriller Pfiff. »Zug fährt ab.«

Kaum zwanzig Minuten später stoppte der Zug wieder.

»Alles aussteigen. Fliegerangriff!«

So schnell wir konnten, stiegen wir aus und schon wurden die ersten Salven auf den Zug abgefeuert. Wir duckten uns hinter dem Zug tief auf die Erde. Ich sah, wie drei Jagdflugzeuge auf den Zug zuflogen und wenige Meter über uns ihre Munition abschossen. Wir hörten ein metallisches klirrendes Geräusch, wenn die Geschosse auf den Zug trafen. Dreimal wiederholten sie das Spiel. Sie flogen nach dem Abschuss über uns hinweg, drehten einen eleganten Bogen und flogen mit lautem Getöse wieder tief auf uns zu und feuerten. Wir wechselten jedes Mal die Seite hinter dem Zug. Getroffen wurde niemand, nur die Salven spritzten die Erde auf.

Als die Jagdflieger davonflogen, stiegen wir schweigend wieder in den Zug. Der kurze Rest der Reise verlief ruhig. An der Station Duvenstedt stieg ich aus. Meine Tante hatte einen Kutscher mit Pferd und Wagen geschickt, um mich abzuholen.

Leseprobe © Verlag Ludwig

Auf dem Friedrichshof

Es war längst dunkel, als ich endlich auf dem Gut ankam. Meine Tante begrüßte mich herzlich, zeigte aber wenig Interesse an meinen Reiseerlebnissen. Offenbar waren ihre Gäste alle auf mehr oder weniger abenteuerliche Weise zu ihr geflüchtet.

»Leider sind alle Gästezimmer belegt«, sagte sie zu mir. »Heute musst du im Badezimmer schlafen. Morgen finden wir schon einen Platz für dich.«

Im Badezimmer lag eine Liege auf dem Boden, das genügte mir. Endlich konnte ich mich waschen und ausziehen. Ein paar Decken waren auch vorhanden, aber schlafen konnte ich doch nicht. Kurz vor Mitternacht sah ich einen riesigen Feuerschein am Himmel. Die Stadt Rendsburg wurde von der Royal Air Force angegriffen und brannte. Viele Häuser und Wohnungen wurden in dieser Nacht zerstört und es gab Tote.

Auf dem überfüllten Bahnsteig hätte ich den Angriff kaum überlebt. Ich war meinem Schicksal dankbar, dass ich noch in letzter Minute Rendsburg verlassen konnte. Danach schlief ich endlich ein.

Am nächsten Morgen begann meine neue Zeit auf dem Friedrichshof. Ich bekam ein kleines Zimmer, das ich mit meiner Tante Gertrud, der Schwester meines Vaters, teilen musste. Sie war auch aus Kiel geflüchtet, hatte einen kleinen Blockwagen mit ihren wichtigsten Habseligkeiten gepackt und war zu Fuß gekommen. Zwischen den Wäldern und Orten hatte sie sich ständig verlaufen. Verständlich, dass meine Tante meine Reise noch für komfortabel hielt.

Mein neuer Aufenthalt auf dem Friedrichshof war im Vergleich zu meiner Zeit vorher ein Geschenk. Endlich konnte ich nachts wieder durchschlafen und musste nicht ständig in den Holtener Luftschutzbunker laufen. Hinzu kam die Ernährung. Zum Frühstück bekam ich Haferflocken mit frischer Milch und mittags ein warmes Essen. Das kannte ich schon seit



Gut Friedrichshof

Monaten nicht mehr. Ständig hatte ich Hunger. Es gab schon lange kaum Milch und auch kein warmes Essen mehr. Als ich noch an der Schule in Einfeld arbeitete, hatte ich so oft wie möglich im Hotel »Stadt Hamburg« ein markenfreies Essen bestellt, um meinen Hunger zu stillen. Es gab dann Grünkohlsuppe oder Kohluppe. Fleisch war nie in der Suppe, trotzdem wurde ich satt, wenn auch nicht für lange Zeit. Die Kellner waren freundlich und hilfsbereit, sie gaben mir immer einen besonders großen Teller, weil ich schwanger war.

Die letzten Monate war mir die Arbeit an der Schule schwer geworden, ich fror ständig, die Klassenzimmer waren ungeheizt und ich war froh, als ich endlich mit meiner Arbeit als Lehrerin aufhören konnte.

Auf dem Friedrichshof fühlte ich mich schon nach wenigen Tagen zu Hause. Meine Tante kümmerte sich rührend um mich. Wir nannten sie Poll. Das Frühstück wurde im geräumigen

Leseprobe © Verlag Ludwig

Gartenzimmer mit einem herrlichen Blick in den Park eingenommen. Um neun Uhr saßen wir pünktlich zusammen an einem runden Tisch und planten gemeinsam den Tag.

Wie in einer Familie bekam jeder kleine Aufträge und half so gut er konnte.

Das Gutshaus meiner Tante war mit vielen Flüchtlingen belegt. Sie sprach von sechzig Familien. Die meisten Flüchtlinge waren in den Stallungen und Scheunen untergebracht und mussten sich selbst versorgen. Meine Tante half aber mit Kartoffeln aus. Auf ihren Schultern lasteten viele Pflichten.

Natürlich hatte jeder von uns Sorgen. Ich hatte meinen Mann zuletzt im Januar gesehen. Er hatte nur drei Tage Zeit gehabt, um sich zu verabschieden. Sein Regiment war verlegt worden und er musste sofort zurück. Seitdem hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Poll hatte schon 1943 ihre beiden Söhne Kay und Uwe verloren. Sie waren beide vor Moskau gefallen, ohne zu ahnen, wie nah sie beieinander waren. Meine Tante Gertrud, mit der ich das Zimmer teilte, hatte ihren jüngsten Sohn Jürgen verloren. Ihr ältester Sohn Dieter war in Norwegen stationiert und sie wusste nicht, ob er noch lebte. Von meinem Mann wusste ich nur, dass sein Regiment auf den Balkan verlegt worden war, um Wien vor den Russen zu schützen, was völlig absurd war. Wien wurde genauso eingenommen wie Berlin.



Nelly Grund, genannt Poll

Leseprobe © Verlag Ludwig

Am 8. Mai 1945 kapitulierte Deutschland.

Der Krieg war zu Ende.

Wir saßen alle zusammen beim Frühstück als wir die Nachricht hörten. Keiner rührte sich. Jeder dachte still an die Opfer, die der Krieg gefordert hatte. Alle schwiegen. Nach fast sechs langen Jahren war der Krieg zu Ende. Wir waren wie erstarrt und verzweifelt. Hatte mein Mann die letzten schweren Abwehrkämpfe überlebt? Würde ich ihn wiedersehen? War er in russische Gefangenschaft geraten? Wo war er? Die Ungewissheit machte mich fast wahnsinnig.

Ich hatte gehört, dass in Hamburg das Hauptpostamt in der Schlüterstraße bei einem schweren Bombenangriff zerstört worden war und die Straßen mit Briefen überschwemmt waren. Ich war sicher, dass ein Brief meines Mannes dazwischen lag und ich ihn finden würde, wenn ich nach Hamburg fahren könnte. Der Gedanke machte mich fast verrückt. Ich liebte seine Briefe, für mich waren sie das Kostbarste in dieser Zeit.

Aber jetzt war der Krieg zu Ende, Freude kam überhaupt nicht auf. Jeder verließ schweigend den Raum und nahm seine Arbeit wieder auf. Wir lebten weiter wie bisher.

Seit ich auf dem Friedrichshof lebte, begleitete ich meine Tante, wenn sie zur Jagd ging, half ihr im Geflügelhof oder ging mit ihr in den Gemüsegarten. Meine Tante wurde mehr und mehr zu meinem Vorbild. Sie sah hervorragend aus, trug einen kurzen Herrenschnitt, hatte schneeweisse Haare, war schlank, sportlich und von unglaublicher Disziplin. Sie konnte alles, fand ich. Sie organisierte den großen Gutshof, ohne die Hilfe



Georg-Wilhelm Rodewald

Leseprobe © Verlag Ludwig

ihres Mannes, ging zur Jagd und schoss einen Rehbock, wenn es nichts mehr zu essen gab. Oft längst erschöpft und müde, trug sie das schwere Tier auf ihrem Rücken und legte es in der Küche ab. Sie sorgte für alles, war immer freundlich und stets zuversichtlich.

»Mein Heidex«, sagte sie oft zu mir, »wir schaffen das!«

Meine Schwangerschaft geriet für mich ins Hintertreffen bei der täglichen Arbeit und den vielen Sorgen. Meiner Tante gefiel meine Unbekümmertheit nicht. Sie bat eine Hausärztin aus Groß Wittensee um ihren Besuch. Eine junge Ärztin erschien, sehr gepflegt und freundlich. Sie gefiel mir sofort. Der Geburtstermin wurde besprochen und zum Abschied sagte sie freundlich: »Wenn es so weit ist, sagen Sie mir Bescheid. Ich bringe eine tüchtige Hebamme mit. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Ich freue mich, wenn Sie kommen«, fügte ich hinzu. Warum sollte ich mir Sorgen machen? Ich war jung, gesund und lebte in einer wunderbaren Umgebung.

Mich faszinierte und beschäftigte viel mehr die seltsame Zeit, in der wir lebten. Der Wechsel vom Krieg zum Frieden. Seit Mai hatten wir Frieden. Es gab keine Nazis mehr, niemand erschien mehr in brauner Uniform auf den Hof und gab Anweisungen. Die neue Zeit war für uns aber noch beunruhigend. Wir waren nicht gewohnt, selbst Entscheidungen zu treffen. In der Nazizeit gab es stets Befehle, denen wir folgen mussten, ob wir wollten oder nicht.

Jetzt mussten wir selbst Entscheidungen treffen. Wir fühlten uns plötzlich hilflos, wie in einem leeren Raum schwebend. Wir hörten, dass die Engländer in Kiel waren und wir zur Britischen Besatzungszone gehörten. Mehr wussten wir nicht – das war alles an Information. Es gab kein Telefon und keine Post. Wir lebten wie auf einer Insel und fanden das beängstigend.

Am Bistensee, in der Nähe des Gutshauses, war ein Heerlager mit Soldaten entstanden, ganze Einheiten der Wehrmacht

Leseprobe © Verlag Ludwig

lagerten in riesigen Zelten und hatten das Kriegsende hier abgewartet. Dazwischen viele elende Flüchtlingstrecks mit Pferd und Wagen. Wir hörten Tag und Nacht den Lärm. Einige Offiziere statteten meiner Tante höflich einen Besuch ab. Bei einem Gespräch mit einem Major war ich zufällig dabei.

»Ich habe eine Familie, zwei Kinder und ein Haus in Hamburg Harvestehude«, erzählte der Offizier gerade verzweifelt. »Ich werde es wohl verkaufen müssen, denn ich weiß nicht, wie das Leben weitergehen soll.«

Er befand sich in einer Panik. Bisher hatte er nur seine Karriere als Berufsoffizier gekannt, und die war zu Ende. Noch nie hatte ich einen so hochdekorierten Offizier erlebt, der so niedergeschlagen und verloren aussah.

Ich war überzeugt, dass nach diesem grauenhaften Krieg Deutschland nie wieder Krieg führen und sich nie an einem Krieg beteiligen wird. Es wird kein Militär wieder bei uns in Deutschland geben. Der Major muss sich nach einer neuen beruflichen Tätigkeit umsehen, dachte ich. Das würde ich ihm raten.

Auch Poll fand seinen Vorschlag nicht gut.

»Nein, tun Sie das nicht. Verkaufen Sie Ihr Haus nicht so schnell«, sagte sie energisch. »Warten Sie erst einmal ab, was kommt. Wir haben noch keine Vorstellung von der Zukunft.«

Poll kam aus Itzehoe, ihrem Vater gehörten die Alsen Zementwerke. Sie war schon als junges Mädchen sehr reich gewesen und hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg das Gut gekauft, um ihr Geld anzulegen. In Geldangelegenheiten war sie umsichtig und klug.

Von der neuen Zeit wussten wir wenig, wir hörten nur, dass kein Deutscher abends nach sieben Uhr auf der Straße sein durfte.

Ich hielt das für einen Witz. Wir hatten den Krieg verloren, aber Deutschland gehörte doch weiter den Deutschen und nicht den Engländern. Ich hoffte, dass die Besatzungszeit schnell



Die Stallungen auf dem Friedrichshof

beendet sein wird und wir unsere Zukunft wieder allein übernehmen könnten.

Langsam fing ich an, mir Sorgen um meine eigene Zukunft zu machen. Ich war Lehrerin gewesen. Würde ich wieder arbeiten dürfen? Unter welchen Bedingungen? Unter welchen Voraussetzungen? Wann würden die Schulen in Kiel wieder öffnen? Viele Fragen, auf die es noch keine Antwort gab. Poll machte sich weniger Sorgen um die Zukunft, sie ließ die Pferde anspannen und sorgte für die nächste Ernte. Auf den Äckern wurde wieder gepflügt und gesät.

So stark war ich nicht, mich bedrückte die Ungewissheit vor der Zukunft.

Jetzt komme ich zu dem Tag, an dem ich den Friedrichshof verlassen musste. Poll und ich gingen nach dem Frühstück in den Gemüsegarten, den sie außerhalb ihres Hofs hatte anlegen lassen, und wollten Himbeeren pflücken. Jede hatte einen großen Korb mitgenommen und wir fingen an zu pflücken. Die Himbeeren waren süß und saftig und das Pflücken machte mir Freude.

Leseprobe © Verlag Ludwig

»Mein Korb ist voll!«, rief plötzlich meine Tante und sah sich suchend nach mir um. »Es wird Zeit, wir sollten zum Mittagessen zurückgehen.« Auch mein Korb war randvoll gefüllt und wir gingen wieder zurück.

Auf dem Hofplatz blieb Poll plötzlich stehen. Völlig fassungslos sah sie auf ein Auto, das vor ihrem Herrenhaus stand.

Ein Jeep der Britischen Besatzungsmacht stand vor der Freitreppe. Poll stellte ihren Korb auf den Boden und sagte entsetzt: »Jetzt glaube ich wirklich, dass wir den Krieg verloren haben. Auf meinem Hof steht ein Britisches Militärfahrzeug. Sicher bin ich angezeigt worden, weil ich meine Gewehre nicht abgeliefert habe«, fügte sie erschrocken hinzu.

Ein Offizier sprang aus dem Jeep, ging um den Wagen und half höflich einer Dame beim Aussteigen. Beide gingen nach oben zum Eingang, blieben auf der Treppe stehen und drehten sich um. Plötzlich begriff ich: Die Dame war Charlotte Rodewald, die Schwägerin meines Schwiegervaters. Sie war Engländerin, kam aus Edinburgh und war jetzt offenbar die First Lady der Britischen Besatzungsmacht.

Sie war schon eine ältere Dame mit einem großen Hut auf dem Kopf. Erfreut kam sie auf mich zu. »My dear! Ich bin gekommen, um dich zu holen«, rief sie schon von Weitem.

Ich war sprachlos.



Charlotte Rodewald